

HERMANN  
BAUSINGER



# nachkriegsuni

KLEINE TÜBINGER RÜCKBLENDEN

klöpfer, narr

nachkriegsuni

**Hermann Bausinger** 1926 in Aalen geboren, emeritierter Professor der Universität Tübingen, war viele Jahre Leiter des Ludwig-Uhland-Instituts für Empirische Kulturwissenschaft. Zahlreiche Publikationen. Bei Klöpfer & Meyer erschienen u.a.: „Seelsorger und Leibsorger. Essays“ (2009), „Der herbe Charme des Landes. Gedanken über Baden-Württemberg“ (4. Auflage 2011), „Eine Schwäbische Literaturgeschichte“ (2. Auflage 2017). Zudem ist er Mitherausgeber der inzwischen abgeschlossenen „Kleinen Landesbibliothek“ in 25 Bänden. Dazwischen noch der schöne Ausflug ins Erzählerische: „Wie ich Günter Jauch schaffte. 13 Zappgeschichten“ (2011). Im Juli 2019 erschien außerdem, zusammen mit Muhterem Aras: „Heimat. Kann die weg? Ein Gespräch“.



Hermann Bausinger

# nachkriegsuni

Kleine Tübinger Rückblenden

**k, n**



# Inhalt

Zeitzeuge .....	7
Verspätungen .....	10
Kriegsteilnehmer .....	18
Generalvertretung .....	25
Federschlange .....	32
Nebenwirkungen .....	41
Raumscharmützel .....	51
Formfragen .....	60
Perspektivwechsel .....	71
Berufungen .....	77
Buchgarage .....	85

Neckar-Prawda .....	89
Ausländerkurs .....	96
Chantal .....	104
Einwanderungsland .....	108
Rebellion .....	115
Öffnung .....	122
Kultur plus .....	130
Flachbilder .....	137
Purzelbaum .....	145
Prüfungen .....	153
Volksgesundheit .....	163
Putsch .....	169
Knollenmergel .....	175
Personenregister .....	182

## Zeitzeuge

Wie wird man Zeitzeuge? Durch ausgeprägte Achtsamkeit auf die Zeitläufte, genaue Beobachtungen und sensible Einschätzungen, vorurteilsfreie Wiedergabe der Fakten und nüchtern-objektive Darstellung. Das ist eine gediegene und auf den ersten Blick einleuchtende Vorstellung, aber sie ignoriert die wichtigste Voraussetzung. Man könnte nämlich auch sagen: Zeitzeuge wird man, wenn die Gene gut mitspielen, wenn man einen vernünftigen Hausarzt hat, viel in Bewegung ist und sich gesund ernährt. Gewiss wird man vor allem dann als Zeitzeuge aufgerufen, wenn mit der Fähigkeit adäquater Schilderung der Verhältnisse gerechnet wird; aber es handelt sich um vergangene Verhältnisse, und die Kompetenz von Zeitzeugen ist in der Regel nur dort gefragt, wo sich der Kreis derjenigen gelichtet hat, die mit jenen früheren Verhältnissen konfrontiert waren. Man könnte deshalb, etwas vereinfacht und banalisiert, die Antwort auch so formulieren: Zeitzeuge wird man durch ein langes Leben.

Ich bin im Verlauf der Jahre und Jahrzehnte immer wieder einmal aufgefordert worden, eine Autobiographie zu schreiben, und ich habe jedes Mal Abstand genommen, ohne Koketterie aus der Überzeugung, dass mein Weg keine unbekanntes und allgemein bedeut-



samen Tendenzen erschließt. Aufforderungen und Ermunterungen von verschiedenen Seiten gingen auch der Niederschrift dieses kleinen Buchs voraus, und diesmal konnte ich den Eindruck nicht beiseite schieben, dass ich Erfahrungen an der Tübinger Hochschule in einer Zeit gesammelt hatte, in welche die Erinnerungen der weitaus meisten der heutigen Zeitgenossinnen und Zeitgenossen nicht zurückreichen. Mir ging es dabei nicht um die große Universitätsgeschichte, zu der es archivierte Material und bearbeitete Bausteine gibt, und nicht um eine auf Vollständigkeit bedachte Chronologie der Ereignisse, sondern um die Rückblende auf kleine, alltägliche, manchmal auch schräge und kuriose Episoden, die vielleicht das Bild des Unibetriebs der Nachkriegszeit etwas farbiger machen, aber auch ein Licht auf wichtige Entwicklungstendenzen werfen.

Eine literarische Selfie-Inszenierung sollte es nicht werden. Ich wollte Zustände und Begebenheiten möglichst objektiv wiedergeben, und ich dachte sogar daran, dies zu demonstrieren, indem ich mir für die Darstellung den Gebrauch des Wörtchens *ich* verbiete. Aber genau das hätte einen Anspruch auf Objektivität demonstriert, der nicht einzulösen war. Ich kam ab von der gut gemeinten Ego-Askese, das *ich* war wieder zugelassen, und ich habe nie vorher etwas geschrieben, in dem dieses Pronomen so häufig vorkommt wie in den folgenden Skizzen.

Ganz unvermeidlich, weil ich ja in vielen der geschilderten Situationen ein Mitspieler war; aber auch, weil es sich um Erinnerungen handelt, die prinzipiell von subjektiven Perspektiven und Bewertungen bestimmt

sind. Erinnerungen sind nicht eindeutig und nicht statisch; schon im ersten Vollzug neigen sie zu Korrekturen und Pointierungen objektiver Sachverhalte, und sie können sich im Lauf der Zeit verändern, weil veränderte Lebensumstände neue Sichtweisen provozieren. Erinnerungen sind quirlige Substanzen, sprunghaft manchmal und unberechenbar; und wenn jemand zu einem Vorfall lautstark verkündet, so und nicht anders sei es gewesen, garantiert das nicht die korrekte Abbildung und Wiedergabe eines Ereignisses; vielmehr besteht der Verdacht, dass nur eine schon oft benützte und damit verbindlich gewordene Erzählfassung rekapituliert wird.

Kaum zu vermeiden war, dass die Skizzen am häufigsten auf die Philosophische Fakultät zielen, die allerdings lange Zeit fast ein Drittel aller Ordentlichen Professuren der Universität umfasste, und dass dabei das Ludwig-Uhland-Institut (das LUI) eine dominante Stellung einnimmt. Meine Erfahrungen waren mehrere Jahrzehnte eng mit den Aufgaben und Arbeiten dieses Instituts verbunden, und die dort vertretene Empirische Kulturwissenschaft beschränkt sich nicht auf eine einzelne Sparte, sondern verfolgt übergreifend gesellschaftliche und kulturelle Entwicklungen, die auch Gegenstand dieser Darstellung sind.

Ein Anspruch auf Deutungshoheit lässt sich daraus nicht ableiten. Andere machten andere Erfahrungen und kamen zu anderen Bewertungen. Dieser Rückblick geht ohne feierliche Echtheitsgarantie an die Öffentlichkeit, wohl aber mit der Versicherung, dass er nach bestem Wissen und Gewissen formuliert wurde.

## Verspätungen

Der Hörsaal war voll. In der Mitte der hinteren Reihen gab es noch einige wenige leere Plätze; aber im vorderen Teil saßen und standen Studierende sogar in den Gängen, die nach oben führten. Eduard Spranger vertrat mit Philosophie und Pädagogik zwei Studienfächer, und er gehörte zu den Professoren, die mit ihren Vorlesungen auch viele Interessenten aus anderen Disziplinen anzogen. Leidenschaftliche Rhetorik war nicht seine Sache, ruhig und eindringlich schilderte er Stationen der Philosophiegeschichte und entwickelte seine Gedanken zum Jugendalter und zu Erziehungsproblemen.

Aber in den ersten Vorlesungsstunden des Semesters kam es fast regelmäßig vor, dass Spranger, manchmal mitten im Satz, seine Darstellung unterbrach und nach einer kurzen Pause ungewöhnlich laut wurde. Die Ursache: Ein Student oder eine Studentin hatte eine der Zugangstüren geöffnet, hatte sich vorsichtig, aber nicht lautlos, an den Leuten im Gang vorbei geschlängelt und versuchte womöglich gar, zu einem der leeren Sitzplätze vorzudringen, rief, da Sprangers plötzliches Schweigen nicht zu überhören war, ein beflissenes *Entschuldigung!*, verhinderte damit aber nicht, dass der

Professor sein Hausrecht wahrnahm und ihn oder sie mit scharfen Worten aus dem Saal wies.

Die Hörschaft sympathisierte mit diesem Schritt, verurteilte aber weniger die Störung selbst als die Ahnungslosigkeit der Störenden, da sich Sprangers entschiedene Reaktion ja doch allmählich herumgesprochen hatte, und zudem war Spranger nicht der Einzige, der sich gegen eine solche Unhöflichkeit zur Wehr setzte. Was er und seine Kollegen wohl kaum bedachten, war die Tatsache, dass die Verspätungen in den meisten Fällen nicht in der Nachlässigkeit der Störenden begründet waren, sondern in äußeren Schwierigkeiten. Obwohl die Zahl der in Tübingen Studierenden nur ungefähr ein Zehntel der späteren Rekordwerte betrug, gab es erhebliche Probleme mit dem Wohnangebot, und ein beträchtlicher Teil der Kommilitonen kam täglich aus der engeren und weiteren Umgebung. Eine besondere Rolle spielte dabei die Aufteilung des Landes in Besatzungszonen. Tübingen war Regierungszentrale der französischen Zone; etwa 15 Kilometer nördlich verlief die Grenze zur amerikanischen Zone, in der die Versorgungslage in jenen Nachkriegsjahren etwas günstiger war. Deshalb – oder auch einfach, weil sie dort zuhause waren – pendelten relativ viele Studierende über die Grenze. Von Stuttgart her war der Bahnhof vor der Demarkationslinie in Bempflingen; dort wurden Ausweise und Passierscheine kontrolliert, aber auch Gepäckstücke nach Schmuggelware durchsucht. Das nahm Zeit in Anspruch, machte die Ankunftszeit in Tübingen unberechenbar und bereitete auch den in-

nerhalb der französischen Zone an der Strecke Wohnenden Probleme.

Ich hatte das Glück, dass ich mich während der ersten Studiensemester in Pfullingen bei einer alten Tante einquartieren konnte, die sich rührend um mich kümmerte und mich beispielsweise aus dem meiner Kammer benachbarten Zimmer in gemessenen Abständen mit der fürsorglichen Frage *Bist warm?* am Einschlafen hinderte. Das war vor allem deshalb nicht optimal, weil ich am Morgen zeitig wach sein musste. Spranger und auch Andere, die man hören musste oder wollte, lasen um acht Uhr; wenn man den Start mit Sicherheit erreichen wollte, musste man mit den Hühnern aufstehen.

Sogar vor den Hühnern, und in meinem Fall war das nicht nur eine Metapher, sondern pure Realität. Die Tante hatte nämlich in den Kriegsjahren damit begonnen, einige Hühner zu halten, in der wärmeren Jahreszeit rund ums Haus, im Winter im Wohnzimmer in Ofennähe, was eine etwas seltsame Wohngemeinschaft begründete. Jedenfalls krochen die Tiere erst aus ihren Nestplätzen, nachdem ich den Lichtschalter gedrückt hatte; ich nahm noch schnell ein kleines Frühstück (oft mit Ei!) zu mir und eilte zur nicht weit entfernten Haltestelle der Straßenbahn, die kurz nach sechs Uhr pünktlich nach Reutlingen zum Bahnhof fuhr. Dort aber begann dann die Nervenprobe; im Allgemeinen reichte der Spielraum, aber es kam auch vor, dass die Zonenkontrolle so viel Zeit beanspruchte, dass die frühe Anfahrt mit der Straßenbahn vergeblich war und dass wir Pfullinger (ich war nicht der einzige) wichtige Studienangebote versäumten. Man fand sich damit ab, und

ganz allgemein herrschte, verglichen mit den heutigen Verhältnissen, kein hektischer Betrieb.

Pünktlichkeit und – noch einmal allgemeiner gefasst – eine ruhige, erlernbare und beherrschbare Ordnung charakterisierten auch den Tugendkatalog, der von Eduard Spranger präsentiert wurde und dessen allmähliche Herausbildung er mit historischen Beispielen erläuterte. Ich habe die Parabel nicht vergessen, mit der er die Aneignung und Internalisierung von Werten vorführte, die zunächst über gesellschaftliche Erwartungen und Zwänge vermittelt wurden. Die Geschichte handelte von einem Mann, der seine Angehörigen verloren hatte und plötzlich zu einem einsamen Dasein verurteilt war. Erzählt wurde in einer ganz schlichten Schilderung, wie er sein Mittagessen einnahm: nicht etwa (die negativen Kontraste wurden jeweils mit angeführt) gedankenlos in gierig-schnellen Bissen, sondern indem er eine reine Serviette ausbreitete für ein sauberes Gedeck und Besteck, und indem er andächtig und dankbar seine sorgsam zubereitete Mahlzeit verzehrte. Der anekdotische Text stammte aus einer populär-philosophischen Schrift der Aufklärungszeit; aber Spranger verbannte ihn nicht in die Historie, sondern sah darin ein gültiges Exempel und trug ihn mit sichtlicher Freude vor.

Es dauerte ziemlich lange, bis eine insgesamt veränderte Stimmungslage die kritische Frage nahelegte, ob das Stichwort *Verspätungen* nicht auch jenseits der banalen Alltagserfahrungen im Hörsaal auf das bezogen werden sollte, was dort an geistiger Nahrung geboten wurde. Das betrifft große Teile des damaligen Studien-

betriebs und keineswegs nur Spranger, der in vieler Hinsicht sogar zu den positiven Ausnahmen gehörte. Aber auch er versäumte eine gezielte Auseinandersetzung mit den Ideologien und Prinzipien des Nationalsozialismus, die mehr als ein Jahrzehnt lang das wissenschaftliche Leben an den Universitäten bestimmt und kontaminiert hatten. Es wäre freilich eine Auseinandersetzung auch mit eigenen Wegen gewesen. Schon im April 1933 hatte er den Rücktritt von seiner Professur angestrebt; aber seine humanistische Grundhaltung war verfärbt durch nationalkonservative Ideen, und er hielt auch nicht Schritt mit der modernen gesellschaftlichen Entwicklung. Er wehrte sich lange gegen das Studium von Frauen, und in der kleinen Studie zum *Bildungswert der Heimatkunde*, die noch lange nach dem Zweiten Weltkrieg ein Herzstück der Lehrerbildung blieb, bescheinigte er den Großstädtern, dass Heimat für sie unerreichbar sei.

Das eigentlich Aufregende am wissenschaftlichen Wirken in der Nachkriegszeit war nicht, dass so selten selbstkritische Rückschau gehalten, sondern dass diese Rückschau gar nicht gefordert wurde. Die allgemeine Tendenz war, politische Implikationen und, genereller, Fragen der Bewertung aus dem Umkreis seriöser Wissenschaft zu verbannen. Direkte Dekonstruktion nationalsozialistischer Thesen war selten; man konzentrierte sich weithin auf positivistische Befunde – oft mit der Unterstellung, diese korrekte und unproblematische Forschung sei auch während des Dritten Reichs dominant gewesen und sei lediglich begleitet worden

von unvermeidlichen NS-freundlichen Randbemerkungen, zum Beispiel im Vorwort von Veröffentlichungen.

Dabei wäre es falsch, für die Jahre nach dem Krieg pauschal politisches Desinteresse bei den jungen Akademikern zu unterstellen. Schon bald entstanden kleine Vereinigungen und Arbeitskreise, die sich in die allmählich etablierten Strukturen der Parteipolitik einfügten; aber es gab auch kritische Positionen außerhalb des regulierten Parteiensystems. Als Konrad Adenauer 1949 für die Wiederbewaffnung eintrat, fanden sich Ansätze einer Protestbewegung, und unter den Studierenden waren auch viele, die sich nicht in die entstehende Frontstellung des Kalten Krieges einordnen ließen. Dabei war der Blick auf den Osten der geteilten Nation von Bedeutung; man wollte die *Zone*, wie die im Westen geläufige abschätzig Benennung hieß, nicht einfach abschreiben.

In meinem Rückblick spielt dabei eine merkwürdige Reise in die DDR eine Rolle. Mitglieder westdeutscher Sportvereine wurden 1951 zu Gesamtdeutschen Meisterschaften im Wintersport nach Oberhof in Thüringen eingeladen, und ich entschloss mich, zusammen mit zwei weiteren Personen aus meiner Heimatregion dorthin zu fahren. Ohne Skiausrüstung, denn das von der Organisation vorgegebene Programm ließ deutlich erkennen, dass wir nicht etwa als Wettkämpfer gefragt waren, sondern als erhoffte Propagandisten der dort herrschenden Ideologie. Ein ausgesuchtes Kulturprogramm wurde geboten; für mich war es die erste Begegnung mit Sinfonien von Dimitri Schostakowitsch. Die politischen Gespräche mit Funktionären aber wa-



ren plump und landeten schnell bei der Aufforderung an die Westdeutschen zum Plakate-kleben, im Klartext also zur aktiven Werbung für den dort praktizierten banalisierten Marxismus. Die Formel „*Plagôde klämn*“ wurde für uns zum ironischen Resümee dieser seltsamen Reise.

Die Desillusionierung bedeutete aber nicht, dass die DDR schlechthin aus dem Blickfeld verschwand. Zu meinen persönlichen Erinnerungsbezügen gehört in diesem Zusammenhang die Vorstellung der neu gegründeten Gesamtdeutschen Volkspartei durch Gustav Heinemann im Saal des *Museums*, die ich auf Vorschlag des damaligen Referendarskollegen Erhard Eppler moderierte. Und in den folgenden Jahrzehnten gab es immer wieder – meist hindernisreiche – Versuche, Kontakte zu seriösen wissenschaftlichen Kolleginnen und Kollegen in der DDR aufzunehmen und aufrecht zu erhalten. In den Kontroversen des Kalten Kriegs waren solche Engagements immer in Frage gestellt, und der Lehrbetrieb blieb weitgehend unberührt davon.

Er blieb auch unberührt von umfassenderen Auseinandersetzungen mit dem Nationalsozialismus. Selbstverständlich gab es Korrekturen, wo die NS-Perspektiven die Auseinandersetzung mit konkreten Gegenständen fehlgeleitet hatten – als Beispiel könnte man die altgermanische Verankerung der meisten Volksbräuche anführen. Es handelte sich um Symptome der nationalsozialistischen Weltanschauung, die aber nicht automatisch deren tödliche Brisanz in den Fokus rückten. Wo dies in großflächigen Botschaften versucht wurde, kam es nicht selten zu kurzschlüssigen Erklärungen.

Ich denke beispielsweise an den Vortrag eines hohen Kirchenbeamten, in dem dieser faschistische Tendenzen als ausschließliche Folge der Säkularisation sah und eine dunkle Linie von Goethe direkt zu Hitler zog.

Erst 1965, also 20 Jahre nach Kriegsende, kam dank der Initiative einiger geisteswissenschaftlicher Professoren eine Ringvorlesung zustande, in der Fachvertreter referierten, was sich an Fragwürdigem in den verschiedenen Disziplinen nach 1933 – und in vielen Fällen auch schon vor 1933 – abgespielt hatte. Es war ein Ansatz zu kritischen Analysen – mit beträchtlicher Verspätung. Aber es war die erste Veranstaltung dieser Art an einer deutschen Universität.

## Kriegsteilnehmer

Nicht nur die NS-Vergangenheit, auch der Krieg war kein Thema. Dass keine militärgeschichtlichen Vorlesungen oder Seminare zur Erörterung strategischer Streitfragen und zur Beurteilung tatsächlicher Kampfhandlungen angeboten wurden, bedarf keiner Erklärung. Aber man hätte erwarten können, dass die politischen und wirtschaftlichen Hintergründe der Entstehung des Kriegs und seines Verlaufs zu einem zentralen Gegenstand wissenschaftlicher Analysen und Kontroversen würden. Das war nicht der Fall, und auch die von wissenschaftlichen Institutionen mitgelenkten Vernichtungsaktionen des NS-Regimes fanden nur selten Eingang in die Diskurse der Universität.

Eine beträchtliche Anzahl der Nachkriegsstudenten hatte Fronterfahrungen oder war jedenfalls in Kampfhandlungen involviert gewesen. Viele waren noch in jungen Jahren als letztes Aufgebot zum Wehrdienst befohlen worden; für Andere war es eine Verpflichtung über Jahre weg. Aber auch für sie war der Krieg nicht das beherrschende Gesprächsthema. Am deutlichsten rückte er in den Fokus ausgetauschter Erinnerungen, wenn über Bombenangriffe und über andere Zerstörungen in den Heimatorten der Studierenden, vor allem bei der Eroberung durch die Besatzungstruppen, ge-

sprochen wurde. Im Ganzen aber galt der Krieg als langwieriger Schicksalsschlag, den man endlich zurücklassen konnte.

In diesem Zusammenhang ist auch ein Blick auf das Wort *Kriegsteilnehmer* angebracht. Es war die gängige Bezeichnung für alle, die nicht nur wenige Wochen oder Tage zum Einsatz gegen die anrückenden Feindtruppen befohlen waren, die vielmehr einen langwierigen regulären Dienst als Soldaten hinter sich hatten. Die Benennung *Kriegsteilnehmer* war sicher keine intendierte Verharmlosung; für die Ex-Soldaten bot sich ja kein vernünftiger anderer Name an. Und doch kann man zu dem Schluss kommen, dass diese Bezeichnung zu einer neutralisierenden Auffassung beigetragen hat. Man nimmt teil an Reisen, an Tagungen, an Veranstaltungen – und damals eben auch am Krieg. Eine eigene Vokabel gab es für die Kriegsversehrten oder Kriegsgeschädigten, deren Teilnahme am Krieg nicht so leicht abzuhaken war; sie brauchten vielfach medizinische Versorgung und finanzielle Unterstützung. Aber der allgemeine Tenor war, dass der Krieg Vergangenheit war – scheinbar bewältigte Vergangenheit.

In Tübingen machte damals eine Witzgeschichte die Runde, die wohl kaum hier entstanden, aber deutlich als lokale Variante ausgeschmückt war: In der „Farb“, einer gut besuchten Wirtschaft in der oberen Pflieghofstraße, sitzt ein Mann in einer weiten Jacke, deren überlange Ärmel über die Hände weg ein ganzes Stück leer herunterhängen. Sein Bierglas hält der Mann auf Höhe der Handgelenke mit den beiden Ärmeln fest. Ein anderer Gast setzt sich zu ihm, sieht den komplizierten

Trinkvorgang und fragt mit Anteilnahme: *Stalin-grad??*, worauf prompt die Antwort kommt: *Nein, Bleckmann!* Das war zu jener Zeit das führende Geschäft für Herrenkleidung in der Stadt; aber der Witz zielte nicht auf Kritik an einem bestimmten Anbieter, sondern bezog seine Komik außer dem leicht vorstellbaren schrägen Bild des Geschehens aus der Pointe, dass auch nach der Währungsreform und im beginnenden sogenannten Wirtschaftswunder nicht alles passte.

Es ist nicht leicht, diesen Witz zu verstehen – nicht was die Pointe anlangt, sondern die Funktion, den *Sitz im Leben*, wie es eine zunächst in der Bibelexegese verwendete Formel ausdrückt. Nach der für sieben Raumfahrer tödlichen Challenger-Katastrophe von 1986 entstanden in den USA Wortspiele („*Seven up*“) und Witze, welche die Distanz zu dem Unglück herstellten. Amerikanische Ethnologen werteten dies als legitime und besonders wirksame Form der Verarbeitung einer negativen Erfahrung; demnach wurde das Entsetzen über das fatale Ereignis nicht zuletzt in spielerischer Ironie abgefangen und überwunden. Distanzierung ist auch in dem zitierten deutschen Witz enthalten, aber damit endet die Parallele. Die kleine Witzgeschichte passt zu dem verharmlosenden Umgang mit der Vergangenheit – Verdrängung eher als Bewältigung. Der Krieg blieb eine dunkle Wand im Rücken, von der man sich abwandte.

Andererseits war es verständlich, dass die neue Situation mit den schnell erreichten politischen und wirtschaftlichen Begünstigungen ein Aufatmen erlaubte

und Energien freisetzte. An der Universität gab es wohl kaum jemals eine Generation, die so eifrig und lernbereit war wie die der ersten Nachkriegsjahre. Die älteren Kriegsteilnehmer suchten so schnell wie möglich über eine zivile Karriere ihren Unterhalt – und in vielen Fällen den ihrer Familien – zu sichern. Für die jüngeren Abiturienten und, in kleinerer Zahl, Abiturientinnen war das selbständige und selbstverantwortliche Lernen teilweise eine neue Erfahrung vor dem Hintergrund der zeitlichen und sachlichen Einschränkungen durch die nationalsozialistischen Erziehungspraktiken. Und es war auch ein Aufbegehren gegen ein verbreitetes Misstrauen in akademische Studien; ich habe selbst erlebt, dass die einschlägige Arbeitsberatung vor dem Studium warnte und ausschließlich handwerkliche Ausbildung, vor allem im Baugewerbe, empfahl – was angesichts der desolaten Wohnsituation ja auch nicht unbegründet war. Jedenfalls herrschten in den Lehrveranstaltungen Wissbegierde und Fleiß.

Eine besondere Rolle spielten manche älteren Kriegsteilnehmer, die zum Teil den Wehrdienst zum Beruf gemacht hatten. Es gab immer wieder einzelne Exponenten, die ihre gewohnte Führungsfunktion in den neuen Lebensbereich zu übertragen suchten, damit aber bei den Jüngeren nicht ohne Weiteres ankamen. Dies änderte freilich wenig an ihrem Elitegefühl, und sie sahen sich auch den Lehrenden gegenüber als überlegen. Ich denke an einen Kommilitonen, der auch bei unpassenden Gelegenheiten seinen hohen Offiziersrang und seine militärischen Auszeichnungen ins Spiel brachte, und der einmal wütend seine Enttäuschung über eine

Benotung zeigte. Es war am Ende eines Kleist-Seminars, und er bedachte den Dozenten mit groben Ausdrücken, die er aus seinem früheren Milieu gespeichert hatte, weil er für seinen schriftlichen Beitrag *nur* 1,5, also gut bis sehr gut bekommen hatte. Ich sagte, das sei doch ein gutes Zeugnis; aber der Kollege hatte sich Gründe für seine Empörung zurechtgelegt: Der Dozent habe bei der Schlussbetrachtung in der letzten Sitzung ständig mit Gedanken und Beobachtungen aus dem von ihm eingereichten Referat operiert, ohne die Quelle zu benennen. Ich fragte nach, was er an Besonderheiten herausgearbeitet habe; er antwortete, seine Charakteristik der *jagenden Sätze* sei wörtlich zitiert worden, und der Dozent habe auch seinen Hinweis übernommen, dass Kleist wichtige inhaltliche Wendungen ganz beiläufig in Nebensätzen einführe. Ich erwiderte, das stehe ja doch auch in Literaturgeschichten und in vielen Aufsätzen, die sich mit Kleists Prosa befassen – aber dieser Einwand prallte ab an der unerschütterlichen Selbstüberschätzung des Mannes.

Es muss betont werden, dass es sich um Einzelfälle handelte; für die Mehrzahl der ‚Gedienten‘ galt, dass sie sich bereitwillig in die veränderte Lage fügten. Die neue Aufgabe führte nicht zur Bewältigung der traumatischen Kriegserfahrungen, aber sie wurden dadurch verdrängt. Angemerkt werden muss auch, dass der Umgang mit diesen besonderen Studenten von Seiten der Professoren nicht immer geschickt und rücksichtsvoll war.

Ein Student, der sich in der Germanistik der älteren literaturwissenschaftlichen Abteilung zugewandt hat-

te, wurde dort auf die eddische Dichtung festgelegt. Der Professor, in seiner eigenen Forschung bemüht, für die Themen der im hohen und späten Mittelalter aufgetauchten Lieder der Edda eine sehr viel ältere Tradition zu rekonstruieren, stellte dem Doktoranden die Aufgabe, die Göttervorstellung der nordischen Edda zu analysieren. Es ging also gewiss um eine zentrale und interessante Frage. Aber der Doktorand sollte über die Göttervorstellung in den *Liedern der Lücke* und anderen Dichtungen schreiben, die in den Handschriften fehlten und auf die es lediglich indirekte Hinweise gab. Das machte die Aufgabe zu einer vielleicht ganz reizvollen, aber jedenfalls komplizierten und zeitraubenden Detektivarbeit. So war es nicht verwunderlich, dass der Student bei seinem Doktorvater vorstellig wurde mit dem Ziel, eine Änderung oder Einschränkung zu erreichen. Er schilderte seine Situation, hob hervor, dass er Familie habe, zwei Kinder, dass er den Unterhalt verdienen müsse, deshalb eine Arbeit angenommen habe, und dass für die Dissertation immer nur die Abendstunden blieben. Und er sei ja auch nicht mehr der Jüngste. Dies führte zu der Frage, wie alt er denn sei. Die Antwort: 33. Darauf beendete der angesehene Professor – er war der erste Nachkriegsrektor der Universität – das Gespräch mit der Feststellung: *Dann sind Sie ja noch beneidenswert jung!*

Der Student – mein Gewährsmann für diese Episode – hatte den Familiennamen *Müller*, was die Identifikation nicht gerade erleichtert, und so weiß ich nicht, ob er seine Promotion erfolgreich abschließen konnte. Und ich muss leider auch die Antwort auf die Frage



schuldig bleiben, ob die Göttervorstellungen in den Liedern der Lücke inzwischen erschlossen sind.

Umschlagfoto: Alfred Göhner, Stadtarchiv Tübingen, das Foto wurde für die Umschlaggestaltung grafisch bearbeitet und seitenverkehrt reproduziert.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2019 · Klöpfer, Narr GmbH  
Dischingerweg 5 · D-72070 Tübingen

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Lektorat: Wolfgang Alber, Reutlingen

Internet: [www.kloepfer-narr.de](http://www.kloepfer-narr.de)  
eMail: [info@kloepfer-narr.de](mailto:info@kloepfer-narr.de)

CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-7496-1002-0 (Print)  
ISBN 978-3-7496-6002-5 (ePub)